

BURAK CANIPERK
AUF AUGENHÖHE

BURAK CANIPERK
MIT ALKE WIERTH

AUF **AUGENHÖHE**

Wie wir unsere
Jugendlichen
nicht verlieren

Ein Berliner
Sozialarbeiter
erzählt



Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2024 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotiv: © Sinan Özmen
Redaktion: Marlene Fritsch
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37329-1

www.koesel.de

INHALT

Einleitung: Warum schreibt ein Sozialarbeiter ein Buch?	7
1. Was macht überhaupt ein Sozialarbeiter?	11
2. Und was ist Jugendsozialarbeit?	17
3. Beispiel Alex: Von der Straße an den Strand	24
4. Mein Alltag als Streetworker	36
5. Wer sind die Jugendlichen, mit denen ich arbeite?	41
6. Warum ich Sozialarbeiter geworden bin	51
Kleiner Exkurs: Hip-Hop - Sound der Jugend, Sound der Straße	56
7. Wie ich tatsächlich noch an die Uni kam	61
8. Beispiel Abdul: Bildung und Chancengleichheit	71
Kleiner Exkurs: Identität - Wie Integration gelingt	84
9. Eltern und Sozialarbeiter 1: Vertrauen. Bilals Helikoptermutter	89
Kleiner Exkurs: Drogen - Kiffen, bis der Sozialarbeiter kommt	100
10. Eltern und Sozialarbeiter 2: Die Frage nach der Schuld	104

11. Jugendliche und Gesellschaft 1: Wertschätzung. Kein Platz für Teenager?	113
12. Jugendliche und Gesellschaft 2: Beteiligung	122
Kleiner Exkurs: Einwandererkinder - Diese ganze Last der Migration	131
13. 444 Blocks - Leben im Kiez und wie man da rein- oder rauskommt	136
14 Ausbildung	146
Kleiner Exkurs: Mädchen und Jungen - Wer legt hier was fest?	154
15. Gewalt	162
16. »Das ist voll schwul!« - Wie man mit Jugendlichen reden kann.	168
17. Beispiel Lukas oder: Wie ich das erste Mal daran gedacht habe, meinen Job hinzuschmeißen	179
18. Erfolg und Misserfolg in der Jugendsozialarbeit: Work in Progress	188
Kleiner Exkurs: Therapieplätze - Die Nadel im Heuhaufen finden.	198
19. Warum ich immer noch Sozialarbeiter bin - und was für einer!	201
20. Wir sind auch Systemsprenger!	209
21. #Sozialarbeiter: Burak auf Social Media	216
Fazit: Mehr Anerkennung, bitte!	229
Anmerkungen	240

Einleitung

WARUM SCHREIBT EIN SOZIALARBEITER EIN BUCH?

Hey, Freunde! Ich bin Burak, und ich bin Jugendsozialarbeiter in Berlin. Und weil ich oft erlebe, dass viele Leute denken, das ist so ein Job als Kuschelpädagoge, bei dem man Jugendlichen vor allem über das arme Köpfchen streicht und ihnen sagt, wie schwer sie es haben, schreibe ich dieses Buch. Denn das ist Quatsch! Ich arbeite nicht in einem Streichelzoo, sondern in einem ziemlich harten und schwierigen Stadtteil von Berlin. Und ja, da haben es viele Jugendliche tatsächlich ziemlich schwer. Das ist der zweite Grund, warum ich dieses Buch schreibe: Ich glaube, dass viele Menschen gar nicht wissen, warum das so ist, warum manche Jugendliche ziemlich schwierige Leben haben. Sie wissen kaum etwas darüber, unter welchen Bedingungen viele junge Menschen in Deutschland aufwachsen. Auch davon möchte ich hier erzählen.

Deshalb handelt dieses Buch vor allem von den Jugendlichen, die ich bei meiner Arbeit treffe: von Alex, der es von der Straße an den Strand geschafft hat, von Bilal, den seine Mutter stets vor allen Herausforderungen beschützt und den sie zugleich für den größten Versager hält, von Toni, der für seinen Traum von einer guten Zukunft im Jobcenter erst mal ausgelacht wird, von Leni, die ein Baby erwartet und von ihrer ebenfalls schwangeren Mut-

ter kurzerhand auf die Straße gesetzt wird. Es erzählt von Abdul, seinem Kiez und seinen Freunden, und von Lukas, dem System-sprenger, für dessen Probleme es leider viel zu wenig Hilfe gibt. Und von vielen anderen Jugendlichen und jungen Erwachsenen, denen allen gemeinsam ist, dass sie mit Problemen zu kämpfen haben, die Menschen in ihrem Alter eigentlich gar nicht haben sollten. In ihrem Umfeld ist aber oft keiner, der ihnen die Hand reicht oder reichen kann und ihnen hilft, da rauszukommen – und deshalb haben sie schlechte Chancen auf ein gutes Leben. Das zu ändern, ist dann der Job von uns Jugendsozialarbeitern. Wir reichen diesen Jugendlichen unsere Hand und unterstützen sie dabei, aus schlechten Chancen bessere zu machen.

Das Buch handelt aber auch von den Gründen, den sozialen Rahmenbedingungen, blinden Flecken und Verwerfungen in unserer Gesellschaft, die dazu führen, dass manche Jugendliche überhaupt erst in so schwierige Lebenslagen geraten. Es handelt von der Kraft, mit der sie ihre Probleme oft ganz allein zu bewältigen versuchen, und der unglaublichen Kreativität, die sie dabei entwickeln. Und es beschreibt, wie wir Jugendsozialarbeiter sie dabei unterstützen können.

Deshalb erzählt das Buch auch von mir selbst, weil meine eigene Geschichte ganz viel damit zu tun hat, warum ich überhaupt Jugendsozialarbeiter geworden bin – und davon, warum ich glaube, dass ich genau deshalb Jugendlichen ganz gut helfen kann. Denn im Grunde geht es bei all diesen Geschichten, ihren und meiner eigenen, immer um dasselbe: allen Jugendlichen gerechte Lebenschancen zu ermöglichen, selbst wenn die Ausgangslage dafür schlecht ist.

Ich lebe und arbeite seit mittlerweile sieben Jahren als Jugendsozialarbeiter in Berlin. Viele der Jugendlichen, denen ich in dieser Zeit begegnet bin, kommen aus Familien in schwieri-

gen ökonomischen und sozialen Situationen, aus gesellschaftlich benachteiligten und ausgegrenzten Familien. Als Streetworker arbeite ich zudem oft mit jungen Menschen, die eine Menge Scheiße gebaut, mit Gewalt und Kriminalität zu tun haben – als Täter, aber auch als Opfer. Trotzdem handelt dieses Buch nicht nur von benachteiligten Jugendlichen.

Denn ich glaube: Pubertät, Jugendlicher zu sein, ist grundsätzlich schwer, ist immer erst mal Krise und Verunsicherung, man weiß nicht, wer man sein und wo man hin will. Pubertät bedeutet immer Ausprobieren, Auflehnung und Rebellion. Die Frage ist aber, unter welchen individuellen und sozialen Bedingungen junge Menschen durch diese wichtige Lebensphase gehen und welche echten Chancen auf Selbstverwirklichung, auf ihren eigenen, für sie guten Lebensentwurf sie bekommen. Und ob sie dabei Menschen in ihrer Nähe haben, die sie in dieser Lebensphase wirklich sehen und verstehen und auch akzeptieren und unterstützen können.

Deshalb handelt dieses Buch auch von Vorbildern und helfenden Händen, von Mut und Ermutigung, von Selbstwertgefühl, Selbstwirksamkeit und Selbstbewusstsein und der richtigen Unterstützung dabei, an all das heranzukommen. Denn das wollen alle Jugendlichen wie jeder andere Mensch auch: Respekt, Anerkennung und Wertschätzung. Sie wollen gesehen werden mit dem, was sie gut können. Und sie können alle etwas gut. Da bin ich ganz sicher. Ich glaube fest daran, dass jeder Mensch ein Recht auf ein gutes Leben hat und auch die Skills dafür mitbringt!

Genau deshalb bin ich Jugendsozialarbeiter geworden. Das war einfach schon immer mein Traumjob. Aber es ist eben auch kein Job für schwache Nerven, sondern einer, bei dem man sich seine Brötchen hart verdient und der mich manchmal wirk-

lich an meine Grenzen bringt. Denn man bekommt auch ziemlich viel Schlimmes dabei mit. Wir Sozialarbeiter haben dafür ja auch exakt die richtige Brille auf: Es ist unsere Aufgabe, Scheiße zu sehen und dann sauber zu machen. So verdienen wir unser Geld. Man könnte als Jugendsozialarbeiter deshalb eine sehr negative Lebenseinstellung pflegen – wenn man das zulässt. Aber mir persönlich liegt das nicht so.

Das hängt mit meiner eigenen Lebensgeschichte zusammen, die mir gezeigt hat, dass es auf dieser Welt auch viel Liebe und viele liebevolle Menschen gibt. Und es liegt daran, dass ich bei meiner Arbeit auch eine Menge tolle Geschichten erlebe: Menschen, denen es gelingt, sich aus schwierigsten Lebenslagen heraus ein besseres Leben aufzubauen. Sogar bei Jugendlichen, die kriminell geworden sind, sehe ich immer auch gute Werte, Anlagen und Eigenschaften. Sie wünschen sich ebenfalls ein gutes Leben, Anerkennung und Respekt. Deshalb versuche ich, niemanden dafür zu verurteilen, was er getan hat oder wie er lebt, ob er drogensüchtig oder obdachlos ist, ob er bittelt oder klaut oder sich prostituiert. Meine Aufgabe ist, ihn dabei zu unterstützen, das hinter sich zu lassen, und meine Überzeugung ist, dass jeder Mensch sich ein gutes Leben wünscht, und das auch verdient.

Ich sehe meinen Job so: Ich versuche, Dinge wiedergutzumachen. Nicht bloß okay und auch nicht gleich perfekt, sondern gut. Gut ist etwas, womit ich mich anfreunden kann. Denn gut reicht! Gut hat Luft in beide Richtungen. Luft ist auch wichtig, weil sie den Raum schafft, in dem man sich dann weiterbewegen und weiterentwickeln kann. Und das ist doch einfach schon mal ein ziemlich gutes Lebensgefühl.

1

WAS MACHT ÜBERHAUPT EIN SOZIALARBEITER?

Als Sozialarbeiter kann man in ganz vielen verschiedenen Bereichen mit ganz unterschiedlichen Menschen arbeiten: mit Erwachsenen, Jugendlichen, Kindern, Senioren, mit geflüchteten Menschen oder Menschen mit psychischen oder physischen Einschränkungen. Man kann in Behörden wie Jugend- oder Sozialämtern, in Schulen, Gefängnissen oder bei der Jugendgerichtshilfe arbeiten, die Jugendlichen dabei helfen soll, dass sie gar nicht erst ins Gefängnis kommen. Man kann in Krankenhäusern arbeiten, in Altenheimen oder Obdachloseneinrichtungen, als Schul- oder Kita-Sozialarbeiter oder in betreuten Wohngemeinschaften für junge Menschen, die in ihren Familien Probleme haben oder kriminell oder drogensüchtig waren.

Man arbeitet dabei also meistens entweder in staatlichen Einrichtungen oder, wie ich, bei sogenannten Freien Trägern. Das sind überwiegend Vereine oder gemeinnützige Gesellschaften, die Aufgaben der staatlichen Fürsorge – etwa die Versorgung mit Kindergartenplätzen – übernehmen und deren Angebote und Arbeit, also auch die Personalkosten, deshalb mit staatlichen Geldern unterstützt werden.

Es gibt mittlerweile aber auch private Unternehmen, die Sozialarbeiter unter ihren Angestellten haben, weil sie Beschäftigten in persönlichen Krisen oder schwierigen Lebenslagen Hilfe anbieten wollen, diese Probleme zu bewältigen, um sie nicht als Mitarbeiter und dringend benötigte Fachkräfte zu verlieren.

In all diesen unterschiedlichen Arbeitsbereichen hat man als Sozialarbeiter jedoch eigentlich immer die gleiche Aufgabe: Es geht darum, Menschen dabei zu unterstützen, in schwierigen Lebenssituationen und in dieser Gesellschaft (wieder) zurechtzukommen und ihren eigenen, für sie richtigen Weg in das Leben, das sie führen möchten, zu finden und zu gehen. Unsere Aufgabe ist es dann, uns darum zu kümmern, dass sie dabei genau den Support bekommen, den sie ganz individuell brauchen und der ihnen laut Gesetz zusteht – entweder direkt von uns Sozialarbeitern oder von anderen Hilfsinstitutionen, zum Beispiel Bildungsträgern wie Schulen oder Fort- und Weiterbildungsanbietern oder von Schuldnerberatungen oder Drogenhilfeeinrichtungen, von Anwälten oder Therapeuten. Denn wir Sozialarbeitenden sind zwar Pädagogen, aber eben keine Therapeuten, keine Rechtsanwälte, Krankenpflegende oder Schuldnerberater. Wir haben in der Regel Soziale Arbeit oder Sozialpädagogik oder etwas Ähnliches studiert, manche meiner Kollegen sind gelernte Erzieher, ehemalige Lehrkräfte oder Sozialwissenschaftler. Dort, wo ich arbeite, gibt es zudem viele Quereinsteiger, die ganz andere Berufe gelernt oder studiert haben, aber dann oft noch berufsbegleitend eine Erzieherausbildung oder ein Zusatzstudium oder entsprechende Fortbildungen besucht haben, um diesen Job machen zu können. Wir alle begleiten unsere Klienten dabei, die für sie jeweils richtige Beratung und die passende Unterstützung zu bekommen. Und vor allem: auf diesem manchmal langen und schwierigen Weg nicht aufzugeben und

die Hoffnung nicht zu verlieren. Wir motivieren und unterstützen Menschen, ihren Platz in dieser Gesellschaft, in unserem sozialen Gefüge zu finden. Deshalb heißt es Sozialarbeit! Und deshalb bin ich Sozialarbeiter geworden.

Jugendsozialarbeiter arbeiten natürlich mit jungen Menschen, genauer gesagt: mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Als Jugendliche gelten in Deutschland laut Gesetz Menschen ab ihrem 14. Geburtstag bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres, also bis zur Volljährigkeit. Volljährige junge Menschen zwischen 18 und 21 gelten nach dem Gesetz jedoch noch immer als Heranwachsende, die unter bestimmten Bedingungen deshalb zum Beispiel nach dem Jugendstrafrecht verurteilt werden können, wenn Gerichte der Ansicht sind, dass es ihnen an erwachsener Reife fehlt. Jugendsozialarbeit richtet sich deshalb vor allem an Menschen zwischen 14 und 21 Jahren, manchmal aber auch an etwas Jüngere oder Ältere, wenn sie unsere Hilfe brauchen.

Die jungen Menschen, mit denen ich als Streetworker arbeite, sind überwiegend zwischen 16 und 21 Jahre alt. Es sind Teenager und junge Erwachsene, die aus individuellen oder gesellschaftlich bedingten Gründen keine guten und gerechten Chancen haben, ihre eigenen Zukunftsträume und Lebensentwürfe zu verwirklichen, etwa weil sie aus armen und benachteiligten Familien kommen oder weil sie persönliche Probleme haben. Meine Kollegen und ich begleiten dabei zum Teil einzelne Jugendliche – das nennen wir Einzelfallhilfe –, oft aber auch Jugendgruppen. Am Anfang, gleich nach meinem Studium und meinem Umzug nach Berlin, habe ich im Stadtteil Charlottenburg junge Menschen mit intensiver Einzelfallhilfe dabei unterstützt, einen (Wieder-)Einstieg in Bildung und Ausbildung hinzukriegen, zum Beispiel einen Schulabschluss nachzuholen, nachdem sie die Schule hingeschmissen hatten oder einfach lange nicht hingegangen waren,

oder einen Job oder eine Lehrstelle zu finden oder in vielen Fällen zunächst überhaupt erst mal den Mut und das Selbstwertgefühl dafür zu entwickeln, sich das zuzutrauen. Ich war dort ein sogenannter Berufscoach. Das ist eine der vielen Aufgaben, die wir als Jugendsozialarbeiter übernehmen können. Mittlerweile arbeite ich als Streetworker in Berlin-Schöneberg – und dort oft mit Gruppen von Jugendlichen, die einen großen Teil ihres Lebens draußen auf den Straßen verbringen.

Das hört sich jetzt vielleicht so an, als ob wir Streetworker bloß durch die Gegend spazieren und gucken, ob irgendwo ein paar Jugendliche abhängen, die nichts Sinnvolleres zu tun haben, als draußen herumzulungern und dabei auch noch andere Leute zu stören. Das stimmt so nicht ganz. Ja, wir laufen durch die Straßen, im Sommer wie im Winter, bei Regen, Schnee und Dunkelheit, und lassen uns immer wieder da blicken, wo Jugendliche rumhängen und dabei tatsächlich ziemlich oft jemanden stören. Wir tun das aber nicht, um dort für diese anderen Leute wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Wir tun das für die Jugendlichen: Wir suchen sie und quatschen sie an, um zu erfahren, warum sie überhaupt da draußen abhängen und warum sie nichts Besseres zu tun haben – und ob sie vielleicht eigentlich gern etwas Besseres zu tun hätten. Falls das so ist, helfen wir ihnen dabei, das zu erreichen oder erst mal anzugehen. Bis es so weit ist, schauen wir tatsächlich einfach nur immer wieder bei ihnen vorbei, um Hallo zu sagen und ein paar kurze Gespräche zu führen, um zu erklären, wer wir sind und warum wir auftauchen.

Denn es ist ja keineswegs selbstverständlich, dass diese Jugendlichen sofort sagen: »Da kommt jetzt endlich mal ein Jugendsozialarbeiter und kümmert sich um uns, darauf haben wir schon lange gewartet!« Schon gar nicht, wenn es sich dabei um

Gruppen von Jungs handelt, die auch mal kiffen oder vielleicht sogar selbst dealen, Schlägereien mit anderen Jugendlichen haben und wegen all dem vielleicht schon Ärger mit der Polizei hatten, was bei meiner Arbeit im Schöneberger Norden leider ziemlich häufig vorkommt.

Nur weil man Sozialarbeit studiert hat, hat man nämlich nicht automatisch gleich zu allen Menschen, mit denen man dann arbeitet, einen leichten Zugang. Man muss sich ihr Vertrauen erst verdienen. Jugendliche kommen nicht einfach zu uns und erzählen uns ihre Probleme. Stattdessen gehen wir zu ihnen und sprechen mit ihnen oder spielen mit ihnen irgendwelche Games, bis sie irgendwann genug Vertrauen haben, um uns etwas von sich zu erzählen.

Viele der jungen Menschen, mit denen wir arbeiten, sind »gebrannte Kinder«, sie haben miese Leben und oft schon eine ganze Menge schlechte Erfahrungen gemacht. Um sich zu schützen, gehen sie erst mal auf Abstand. Gerade zu Erwachsenen haben sie meist wenig Vertrauen – häufig ganz besonders wenig zu solchen, die von staatlichen Institutionen kommen. Ich muss den Jugendlichen bei meiner Arbeit auf der Straße dann erklären: Nein, ich bin nicht von der Polizei, nicht von der Kripo oder vom Ordnungsamt. Ich werde nicht zu euch geschickt, um auf den Straßen für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Und ich bin auch nicht vom Jugendamt.

Wir erfüllen als Jugendsozialarbeiter zwar einen staatlichen Auftrag. Aber ich bin nicht im Auftrag des Staates hinter den Jugendlichen her und schon gar nicht, um sie irgendwo zu vertreiben, weil sie dort andere Leute stören. Mein Auftrag ist es, ihnen Unterstützung anzubieten, wenn sie als Einzelne Hilfe brauchen ebenso, wie wenn sie als Gruppe nach einem Ort suchen, wo sie sich in Ruhe treffen können. Die Jugendlichen nehmen das

Angebot entweder freiwillig oder gar nicht an. Niemand wird gezwungen, mit uns Jugendsozialarbeitern oder auch Streetworkers zusammenzuarbeiten.

Wir Streetworker versuchen aber, bei solchen Jugendlichen, die irgendwo auf der Straße rumhängen, möglichst so lange aufzutauchen, bis die irgendwann glauben und sehen: Die kommen ja tatsächlich immer wieder! Die sind da, die hören uns zu und verstehen uns. Die sind okay! Wir tun das, um erst mal eine Beziehung zu den Jugendlichen aufzubauen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Damit sie dann anfangen, mit uns zu reden, weil sie kapieren: Die wollen wirklich wissen, was wir wollen. Das bedeutet: Unseren konkreten Arbeitsauftrag geben uns eigentlich die Jugendlichen selbst. Wir als Jugendsozialarbeiter sind dazu da, ihnen dann dabei zu helfen, einen Weg zu finden, um ihre Ziele zu erreichen.

Wir sind eben keine Polizisten, keine Ordnungshüter, die Verbote erlassen oder Strafen erwirken können. Wir arbeiten mit den Jugendlichen auf Augenhöhe. Vor allem aber hören wir ihnen wirklich zu, wenn sie Vertrauen gefasst und angefangen haben, mit uns zu reden. Denn das ist die Grundlage für unsere Arbeit: dass die Jugendlichen uns vertrauen und sich auf uns verlassen können.

Dann fängt unsere eigentliche Arbeit erst richtig an. Denn die jungen Menschen sitzen ja nicht ohne Not irgendwo draußen herum, treffen sich in ihrem Kiez, zwischen ihren Blocks in Grünanlagen, auf Spielplätzen oder in Kellereingängen, bei Regen auch mal in den Treppenhäusern oder auf U-Bahnhöfen oder in Einkaufszentren. Das hat ja einen Grund – und meistens gleich mehrere.

2

UND WAS IST JUGENDSOZIALARBEIT?

»In Deutschland leben so wenig junge Menschen wie noch nie: Zum Ende des Jahres 2021 waren gut 8,3 Millionen Menschen im Alter von 15 bis 24 Jahren. Das entspricht einem Anteil von zehn Prozent an der Gesamtbevölkerung.« Das erklärte das Statistische Bundesamt Destatis zu Beginn des »Europäischen Jahrs der Jugend 2022«. In Berlin, wo ich arbeite und lebe, waren Ende 2022 genau 364 018 Menschen zwischen 15 und 24 Jahre alt, etwa 9,5 Prozent der Berliner Gesamtbevölkerung – und damit also etwas weniger als im Bundesdurchschnitt. Die Hälfte dieser jungen Menschen ist finanziell vom Einkommen ihrer Eltern oder anderer Angehöriger abhängig. Bundesweit lebt jeder zehnte Jugendliche von Sozialleistungen des Staates. In Berlin wächst beinahe jedes vierte Kind in einer Familie auf, die von staatlicher Unterstützung lebt; in manchen Stadtteilen sind es sogar bis zu 40 Prozent.

Jugend, das ist die Lebensphase, in der sich wichtige Weichen für die Zukunft stellen. Und das kann auch in Deutschland unter ganz schön schwierigen Bedingungen passieren. Jugend ist aber generell der Lebensabschnitt, in dem junge Menschen nach ihrem eigenen individuellen Lebensweg suchen und sich dabei

fragen, wer sie überhaupt sind und wer sie eigentlich gerne sein wollen, wie sie sich ihr Leben, ihre persönliche Zukunft vorstellen. Dabei versuchen sie sich in neuen Rollen, neuen Looks, Moden und Musikrichtungen, probieren neue Verhaltensweisen aus und schlagen auch mal über die Stränge. Jugendliche sind häufig bockig und für Erwachsene schwer zugänglich, und manchmal sind sie geradezu unausstehlich. Denn sie stören und nerven und begehrten auf gegen jene, die ihnen dabei Grenzen setzen wollen. Eltern wissen das, Lehrkräfte auch. Und die Jugendlichen gehen solchen Autoritätspersonen, die ihnen ihrer Erfahrung nach meistens nur irgendwelche Vorschriften machen wollen, was sie zu tun und zu lassen, wie sie zu sein haben, dann eben möglichst aus dem Weg. Sie schwänzen die Schule und hängen mit ihren Kumpels lieber draußen rum als bei den Eltern. Und stören und nerven dort dann oft andere Menschen. Denn in unseren Städten gibt es kaum Platz für sie, es gibt keine geeigneten öffentlichen Orte, an denen sie sich in Ruhe treffen und mit Freunden abhängen und das tun können, was Jugendliche eben tun, ohne dabei jemanden zu stören und ohne selbst dabei gestört zu werden.

Das betrifft vor allem arme und benachteiligte Jugendliche – ebendie, mit denen ich als Streetworker arbeite. Sie sind meist nur deshalb draußen auf der Straße unterwegs, weil sie zu Hause keinen Raum, kein eigenes Zimmer haben, wohin sie Freunde mitbringen könnten. Oft gibt es in ihrer Familie auch zu viel Stress und Probleme, und sie wollen dem einfach mal aus dem Weg gehen, wollen Ruhe und Platz für ihre eigene Selbstverwirklichung haben. Sie treffen sich daher an öffentlichen Plätzen, an Orten also, wo etwas los ist, wo es abends vielleicht Beleuchtung gibt und in der Nähe einen billigen Bäcker oder einen Kiosk, bei dem sie sich mal etwas zu essen oder trinken leisten können. Und

dann stören sie dort die anderen Menschen, weil sie laut sind, Musik hören wollen oder Alkohol trinken oder kiffen und damit manchmal bedrohlich auf andere wirken. Weil sie eben sind wie alle Jugendlichen sind und tun möchten, was alle Jugendliche tun: sich ausprobieren. Das kennen wir alle aus unserer eigenen Jugendzeit, von unseren eigenen Kindern oder anderer Leute Kinder. Und nebenbei bemerkt: Kindern wird das in gewissem Rahmen ja auch zugestanden, mal zu laut zu sein, sich eigenen Raum zu nehmen, ganz ohne Rücksicht auf Erwachsene. Jugendliche sind also mit ihrem Übertritt von der Kindheit ins Jugendalter plötzlich mit anderen Erwartungen konfrontiert. Sie sollen sich jetzt »erwachsen« benehmen – und das wollen sie eigentlich auch. Sie wollen sich dabei aber eben nicht nur den Regeln anderer Erwachsener unterordnen, sich einfach bloß anpassen. Sie wollen ihren eigenen Weg in ihr individuelles Erwachsenensein finden, sich selbst verwirklichen. Selbstverwirklichung ist eigentlich etwas, das in unserer Gesellschaft positiv betrachtet, akzeptiert und sogar gefördert wird. Leider haben trotzdem nicht alle Jugendlichen die gleichen Chancen dazu.

Im Türkischen, meiner Muttersprache, gibt es für Jugendliche ein schönes Wort. Man nennt sie »delikanlı«, auf Deutsch bedeutet das etwa: die mit dem verrückten Blut. Jugendliche sind ein bisschen verrückt. Und sie möchten sich gern selbst »zurückrücken«, ihren eigenen Lebensweg und Platz in der Gesellschaft, in der Erwachsenenwelt finden und diese dabei vielleicht auch ein bisschen verändern. Das ging vermutlich uns allen mal so. Jugendliche wollen dabei in Ruhe gelassen werden, unter sich sein. In den allermeisten Fällen geht am Ende alles gut. Und: Es geht irgendwann vorbei.

Damit das Erwachsenwerden wirklich ein gutes Ende nimmt, brauchen Jugendliche aber Unterstützung, Anerkennung und